Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 61 (1981)
Heft: 10

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

ALS UNSERE GEGENWART IHREN FRÜHLING ERLEBTE

Eine neue Buchreihe bei Ex Libris: «Frühling der Gegenwart» [1]

Unter diesem klangvollen Gesamttitel gibt der Zürcher Literaturkritiker und Verlagslektor *Charles Linsmayer* bei *Ex Libris* eine Monumentalreihe deutsch-schweizerischer Romane und Erzählungen aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts heraus. *«Zwischen 1890, als Gottfried Keller starb, und den fünfziger Jahren, in denen die Literatur der deutschen Schweiz dank den Namen Frisch und Dürrenmatt neue Weltgeltung erlangte, lag unser Land, was die Dichtung angeht* (sonst schon?), *nicht etwa in einem Dornröschenschlaf»,* versichert der Herausgeber im vierfarbigen Glanzpapierprospekt. Im weiteren verspricht der Prospekt, der mit einem «Bestell-Coupon» für einen Probeband bereichert ist (beim Probeband handelt es sich um *«Spittelers pfiffig-fröhliche Dorfgeschichte ‚Das Wettfasten von Heimligen'»),* diese neue Buchreihe (insgesamt 30 Bände) werde *«dem Leser die Möglichkeit bieten, die bedeutendsten Prosawerke dieser lange zu Unrecht vernachlässigten Epoche anhand von sorgfältig ausgewählten, verständlich kommentierten und reichhaltig dokumentierten, ungekürzten Neuausgaben kennenzulernen».* Der Herausgeber wagt sich sogar zur hoffnungsvollen Vermutung vor, die Reihe *«Frühling der Gegenwart»* könnte – allerdings *«in einem ganz und gar unchauvinistischen Sinne – eine Art Bibliothek der Schweizer Nationalliteratur werden.» («Badener Tagblatt»,* 29. 11. 1980.) Linsmayer wäre kein pfiffiger Literaturaktionist, wenn er nicht wüsste, dass er mit dieser Bemerkung ins Wespennest der helvetischen Literaturkritik stechen würde. Ist doch das Gefecht noch nicht vergessen, das er vor einigen Jahren in der *«Literarischen Tat»* mit einem namhaften Literaturprofessor ausgetragen hat. Grund des Treffens: Gibt es eine Schweizer Nationalliteratur? Nun, Linsmayer geht jetzt aufs Ganze; statt im Feuilleton-Teil für Insider zu fechten, versucht er mit dieser Reihe den Beweis für seine These anzutreten, dass es bedeutende Romane und Erzählungen gibt (drei Bände mit Erzählungen sind vorgesehen), *«an denen sich in Atmosphäre und Thematik das Besondere und die Eigenart der Schweiz ablesen»* lasse.

«Nationalliteratur» – für «Dienstmädchen»?

Nachdem die ersten Bände beinahe unbeachtet an die 5000 Abonnenten (Ex Libris hatte eine Mindestabonnentenzahl von 3000 zur Bedingung gemacht) verschickt worden waren, kam es endlich am 13. April 1981 im Zürcher Stadthaus zum Eklat. Die Frage *«Hat der Schweizer Mühe mit der Schweizer Literatur?»,* die als The-

ma eines Literaturgesprächs zwischen den Literaturprofessoren *Manfred Gsteiger, Peter von Matt* und *Werner Weber* sowie *Reinhardt Stumm* und *Charles Linsmayer* gewählt wurde, erhielt eine zustimmende Antwort. Einmal abgesehen davon, dass es m. E. falsch ist, von einer *«Schweizer Nationalliteratur»* zu sprechen, wenn man über deutsch-schweizerische Romane redet, wurden die alten Streitpferde der akademischen Kritik in Schweiss geritten. Da steht an erster Stelle einmal die Frage der Auswahlkriterien. (Ich habe in einem längeren Telefongespräch mit Charles Linsmayer Auskunft über die genauen Auswahlkriterien erhalten und werde weiter unten darauf eingehen.) Lassen wir hier den leisen Verdacht beiseite, dass Werner Weber den «Zürcher Literaturkrieg» *«Die Welt»* nur deshalb vom Zaun gebrochen habe, um durch einen kleinen Skandal die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit, als bloss der, die sich von Berufes wegen für Literatur interessiert, auf die neue Buchreihe zu lenken – was übrigens auch gelang: Selbst der sonst nicht sehr literaturbewanderte *«Blick»* titelte daraufhin *«Literaturpäpste zerstritten!»* – und nehmen wir die Argumente der Kontrahenten für bare Münze. Ich meine nicht den Vorwurf Webers, es stünden hinter der Edition bloss *«handfeste wirtschaftliche Interessen»,* denn darauf hat Linsmayer bereits – mit konkreten Zahlen – geantwortet: In der Tat kommt in der Regel ein Unternehmen dieser Grössenordnung nur mit Hilfe staatlicher Unterstützung zustande. Ob man aber deshalb bereits von «Mäzenatentum» reden darf, wie Linsmayer das in seiner Antwort auf die von Peter Schneider aufgenommenen und verstärkten Vorwürfe Webers tut, ist fraglich . . .

Spannend wurde das Gespräch erst so richtig, als Weber das altbewährte Schlachtross der zünftigen Germanistik, nämlich die Dichotomie «hohe» und «niedere» Literatur ins Treffen schickte. In seinen Worten heisst das: «innovative», schwierige Literatur einerseits, «bequem» zu lesende Literatur für den «Dicken in uns» andererseits. Mit einer gelehrten Anspielung auf das Nietzsche-Zitat über den «ächten Mann» in uns, der spielen will, sagte Weber: *«Jeder von uns hat in sich ein Dienstmädchen, und das möchte gerne lesen . . .»* Für Weber (unterstützt von Professor von Matt) existieren also zwei Arten von Literatur: *«das Gewohnteste vom Gewohntesten»,* solche, die *«nichts Neues»* bringt, also Literatur für *«Dienstmädchen»,* und schwierige, gute Literatur für Professoren (oder für Zimmerherren, wie Valentin Herzog in seiner Besprechung dieses Gesprächs und dessen Teilaufzeichnung im Schweizer Fernsehen konterte [*BaZ,* 18. Juni 1981]). Abgesehen davon, dass der von Weber zur Unterstützung seiner These herbeigezogene Roman *«Blauer Himmel, grüne Erde»* von *Ruth Blum* nicht nur stilistisch etwas vom Feinsten ist, was ich in letzter Zeit gelesen habe, sondern darüber hinaus mit seinen Kontrasten ein realistisches Bild einer Schweizer Mädchenjugend in der Kriegszeit liefert, ist die von Weber postulierte Dichotomie längst überholt. In der angelsächsischen Literatur hat sie nie existiert (es gibt in ihr keine Trennung in «hohe», universitätswürdige und «niedere», triviale Literatur, sondern

einfach *«fiction»),* ebensowenig in der französischen (es würde keinem französischen Literaturprofessor einfallen, auf Simenon herabzublicken, bloss weil er Kriminalromane schreibt – eine der zahlreichen Romangattungen, die im deutschen Sprachbereich immer noch mit Misstrauen betrachtet werden – zumindest von einigen Kathedern herab), nur in Deutschland, Österreich und der Schweiz hält sich dieses Vorurteil eisern. Hat es doch in der Schweiz einen Dürrenmatt gebraucht, um die Literatur-Richter, was den Kriminalroman betrifft, umzustimmen. Erst nachdem die Qualität seiner Krimis jeden Verdacht auf Trivialität zerstreut hatte, begann man – allerdings zu spät für den Autor – Glausers Romanen jenen Stellenwert zu verleihen, den sie schon immer verdienten. Wenn Weber der professionellen Literaturkritik vorwirft, sie bringe *«uns dann schon irgendwie bei, dass auch das noch lesenswert sei ...»,* was er selbst für unwert hält, eine Neuausgabe zu erleben, dann erweist sich dieses Argument als Bumerang, denn anscheinend möchte er selbst bestimmen, was der Veröffentlichung wert sei und was nicht. Was sind das nun für Bücher, die helvetische Literaturgemüter dermassen zu erhitzen vermögen? Und welche Auswahlkriterien (abseits jeder Polemik, die das Literatur-Treffen von Zürich so interessant, aber auch oberflächlich ausfallen liess) haben Charles Linsmayer bei seiner Auswahl geleitet?

«Dem Leser zu schaffen machen»

Neben Romanen, die *«durchaus eine gewisse Behaglichkeit beim Lesen vermitteln»,* will der Herausgeber auf Werke hinweisen, die *«dem Leser zu schaffen machen»,* auch heute noch. Nach dem Erscheinen von acht Bänden – also etwas mehr als der Hälfte der ersten Halbreihe – kann man feststellen, dass dieses Kriterium erfüllt worden ist. Ich würde sogar sagen, dass ausser dem heiter-beschaulichen, erstmals in Buchform erhältlichen ursprünglichen Feuilletonroman *«Das Wettfasten von Heimligen»* kein einziger Roman nur Behaglichkeit vermittelt – und selbst dieses Nebenwerk von *Spitteler* steckt voller Widerhaken, für den Leser zumindest, der sich nicht von der beinahe kellerschen «Goldigkeit» der Atmosphäre, von der Hausbackenheit des Stils voller Helvetismen täuschen lässt. Wieso ist nicht der doch ach so viel wichtigere *«Imago»* in den Frühlingsreigen der Schweizer Romane aufgenommen worden? Er ist doch schwieriger, ergo besser? Hier hat Linsmayer den mutigen Entscheid getroffen, ein vollkommen verschollenes Werk von Spitteler überhaupt erstmals greifbar zu machen. Ich bin überzeugt, dass ich selber ohne die Reihe *«Frühling der Gegenwart»* gestorben wäre, ohne überhaupt von der Existenz dieses sehr schönen Buches zu wissen. Gleich verhält es sich mit folgenden Romanen (die allerdings erst in der zweiten Halbreihe erscheinen werden), von denen ich nach einem fünfjährigen Germanistikstudium kaum die Namen der Autoren je gehört habe: *Jakob Vetsch, «Die Sonnenstadt», Alfred Huggenberger, «Die Frauen von Siebenacker», Cécile Lauber, «Stumme Natur»* usw. usf. Ganz zu schweigen von den Erzählungen, die in drei Bänden Namen in die

Diskussion bringen sollen wie *C. A. Bernoulli, M. Carnot, A. Frey, J. Jegerlehner, I. Kaiser, J. Spillmann, A. Vögtlin, J. V. Widmann,* um nur einen Teil der im Band *«Erzählungen I»* versammelten Autoren zu erwähnen, die seit mehreren Jahrzehnten ihrer Wiederentdeckung harren. Nun behauptet Linsmayer aber nicht, alles, was er ans Tageslicht befördere, um es vor dem Vergessen zu bewahren, sei a priori schon normativ für eine *«Bibliothek der Schweizer Nationalliteratur»;* deutlich besteht er auf «Niveau-Unterschieden», die festzustellen er jedoch in lobenswerter Weise dem Leser überlässt. Als Leser würde ich mich auch bedanken, wenn ein Herausgeber mir Bücher vorlegen würde, die er bereits mit seinen Zensuren belegt hat. Und hier ist auf den grossen Anteil der Nachwortverfasser am Gelingen der Reihe hinzuweisen, die mit ihren Kommentaren und Erläuterungen, vervollständigt durch interessantes dokumentarisches Bildmaterial und Dichterhandschriften (zumindest was die bis jetzt erschienenen Bände betrifft), viel zum heutigen Verständnis der Werke beitragen. In langjähriger Vorarbeit hat der Herausgeber im Auftrag von Ex Libris die Bibliotheken «lesend durchkämmt», wie er sich ausdrückt, und danach die in Frage kommenden kompetenten Kenner der ausgewählten Werke um ein Nachwort gebeten. Bei der Auswahl sind ihm *Franz Lamprecht,* Direktor von Ex Libris, Arche-Verleger *Peter Schifferli, Erwin Jaeckle,* der Basler Germanist *Martin Stern, Martin Kraft, Emil Birrer* und . . . *Werner Weber* (ja, Sie haben richtig gelesen!) beratend zur Seite gestanden.

Die Auswahlkriterien

Trotz dieser Assistenz einer ganzen Corona kompetentester Fachleute der Schweizer Literaturkritik und Editionspraxis besteht Linsmayer auf der Subjektivität seiner Auswahl, auch wenn diese Subjektivität sich auf klar nennbare Kriterien abstützt.

«Ich bin mir bewusst», schrieb er am 11. November im *«Badener Tagblatt», «dass ich mich in dieser Sache nicht hinter dem Germanisten Linsmayer verstecken darf und auf irgendwelche fachspezifischen Kriterien verweisen kann. Die sind auch da, aber letztlich ist eine solche Auswahl natürlich subjektiv und von eigenen Erfahrungen und vom eigenen Geschmack geprägt.»*

Diese Stellungsnahme habe ich mit grossem Vergnügen gelesen, und ich bin sicher, dass ich nicht der einzige bin, der froh ist, dass endlich jemand den Mut hat, den Anteil der Subjektivität bei jeder literarischen (überhaupt künstlerischen) Auswahl als beträchtlich zu bezeichnen. Schlagen wir uns doch seit der Entstehung unserer Wissenschaft mit den Hohepriestern der Objektivität in der Literaturwissenschaft herum, die von irgendeinem Dogmatismus her versuchen, ihre auf bestimmten – teilweise sogar biografisch behaftbaren – Erfahrungen und Interessen basierenden Lehrplan- und Verlagsprogramm-Gestaltungen als objektiv einzig gültige auszugeben. Diese Haltung führt schnurstraks zur Diffamierung von sogenannt bequemer (man könnte auch ganz einfach sagen: klar, d. h. gut geschriebener) Literatur, die – obwohl massenweise gelesen und das Bewusstsein einer Epoche wesentlich

bestimmend – keine Daseinsberechtigung bekommt. Es gibt eine Spezies in unserem germanistischen Biotop, für die die deutsche Literatur bis heute nur aus Goethe besteht ... und Ansätzen. (Um jedem Missverständnis vorzubeugen: ich meine nicht Werner Weber damit, der als Initiator der Ausstellung *«Helvetische Steckbriefe»* im Helmhaus Zürich [siehe *«Schweizer Monatshefte»*, Mai 1981] viel zur Wiederentdeckung zahlreicher beinahe vergessener Schweizer Autoren beigetragen hat.) Was Linsmayer begriffen hat, ist die Tatsache, dass auch eine Edition das berücksichtigen muss, was das Publikum liest, um auf der Höhe der Zeit zu sein. Deshalb heissen die wichtigsten Auswahlkriterien: 1. Bücher, die heute noch aufhorchen lassen, 2. Bücher, die in jener Epoche wichtig waren, 3. Bücher mit spezifisch schweizerischem Aspekt, 4. Bücher, die zu einem homogenen Ganzen beitragen in bezug auf Untergattungen, Themen, Teilepochen (Vorkriegszeit, Zwischen- und Nachkriegszeit) usw.

Nun kann einer kommen und sagen: Da passt ja alles hinein. Stimmt, und doch kann man nicht abstreiten, dass diese Kriterien wohldurchdacht sind. Ob der Herausgeber sie erst nach der mehr intuitiven Wahl der Werke aufgestellt hat, muss uns wenig kümmern. Bei der Betrachtung der Auswahl kann man feststellen, dass hier jemand Bücher ausgewählt hat, die dem allgemeinen Interesse entsprechen, ohne sich um die Querelen zwischen den einzelnen «Fanclubs» zu kümmern, die der Literaturlandschaft – auch in der Schweiz – das Aussehen einer in Sekten zerstrittenen Bevölkerung verleihen. Und in erster Linie – ich möchte es verdeutlichend wiederholen, um den Eindruck zu korrigieren, der im Gefolge des «Literaturkriegs» entstanden ist – sind es Werke, die dem Leser zu schaffen machen.

Die bisher erschienenen Bände

Da wäre die packende *«schweizerische Offiziersgeschichte»* zu nennen: *«Der starke Mann»* von *Paul Ilg;* das Nachwort stammt von *Martin Stern,* der mit viel Material den Zusammenhang erläutert, in dem dieses Werk gesehen werden muss. Manchmal das Triviale streifend, aber bloss so, dass man die Qualität des Textes noch spürt, wird eine spannende Geschichte von einem antidemokratischen, karrieresüchtigen Streber erzählt, der jedoch über eine Bagatelle stolpert und deshalb das Ziel seiner militärischen Ambitionen knapp verfehlt; ein Stoff von höchster schweizerischer Aktualität also. Schon *Eduard Korrodi* begrüsste Paul Ilg als einen der aufsässigsten Vertreter jenes Jungharstes der Schweizer Literatur, der gegen den von Korrodi so genannten «Seldwylergeist» der älteren, sich an der Tradition des 19. Jahrhunderts orientierenden Autoren wie *Ernst Zahn, J. C. Heer* (die wir übrigens beide in der Reihe *«Frühling der Gegenwart»* auch noch kennenlernen werden – *«um Vorurteile abzubauen»,* wie Linsmayer erklärt) u. a. angetreten war. Korrodi nannte jene «angry young men» der Schweizer Literatur den «linken Flügel» der Anti-Idylliker, deren unbestrittener Anführer *Carl Spitteler* mit seinem sozialkritischen *«Imago»* war, und zu

dem er ausser Ilg auch *Felix Moeschlin, Jakob Schaffner, Albert Steffen* u. a. zählte. Als «links» würde man Ilg heute wohl kaum mehr bezeichnen, wie Stern zutreffend bemerkt; seine beinahe behaviouristisch zu nennende Analyse vom Aufstieg und Fall eines rücksichtslosen Karrieristen ist getragen von bürgerlichem Verantwortungsgefühl und der Ahnung, dass in jener Sorte Menschen, die im Roman durch Adolf Lenggenhager personifiziert ist, der Keim des Unterganges der bürgerlichen Gesellschaft stecken könnte. Als Gegenpol zu diesem antimilitaristischen Roman figuriert in der Reihe der 33 Jahre später erschienene «Kriegsroman» von *Kurt Guggenheim «Wir waren unser vier»*, der von Linsmayer selbst mit einem Nachwort versehen worden ist. Im Gegensatz zu Ilg stellt Guggenheim die Schweizer Armee als demokratische, die Demokratie schützende Institution dar, in der sich schweizerische Tugenden wie Sparsamkeit und Kollegialität verwirklichen können. Es ist sicher das Verdienst Guggenheims, in der Figur des Materialverwalters, die dem Autor schon vor der Niederschrift dieses Romans vorgeschwebt hatte, einen helvetischen Typus nachgezeichnet zu haben, der gewöhnlich jeglicher Attraktivität für literarische Darstellung entbehrt. Guggenheim war der Überzeugung, die Schweiz habe den Zweiten Weltkrieg nur dank jener Typen überleben können, welche die Mentalität eines sparsamen Materialverwalters besitzen. *«Jene scheinbar schwunglosen, nüchternen, einfachen und ‚ungeistigen' Menschen, deren Lebensaufgabe und Instinkt es zu sein scheint, die materiellen Dinge auf unserer Welt zu konservieren, erfüllen eine der wichtigsten Funktionen in der menschlichen Gesellschaft»*, denn – so Guggenheim weiter in seinem Tagebuch – *«sie sind das konservative, erhaltende, friedliche Element.»* Obwohl die Schweiz den Krieg jedoch einigermassen wohlbehalten überlebt, erscheint er als verloren, denn nach dem Nationalsozialismus wird nichts mehr sein, wie es war, wie der Naturwissenschaftler Glanzmann feststellt, dessen biologistische, ja beinahe sozialdarwinistische Sicht dem Autor die Erzählperspektive geliehen hat. Den ersten Bruch in der intakten Welt der Armee stellt die Erschiessung des Landesverräters Hämig dar, eines armen Teufels, dessen vergleichsweise harmloser Verrat zum Tod führt, während es im Lande wimmelt von offenen und versteckten Kollaborateuren bis in die höchsten Gesellschaftsschichten. *«Die Eiszeit menschlicher Empfindungen ist angebrochen. Wie dieser Krieg auch enden mag; es ist zu spät»*, stellt der «Eingeweihte» Glanzmann fest. Und doch: *«Die Schweiz überlebte die Bedrohung* – so Glanzmann und mit ihm der Autor Guggenheim – *dank der vielen tausend Materialverwalter, die auf die Zähne bissen und die Nerven nicht verloren und auf ihren langweiligen und ruhmlosen Posten jahrelang ausharrten»*, so fasst Linsmayer die zentrale Botschaft des Romans zusammen. Anzumerken wäre nur, dass die biologistische Interpretation menschlichen Verhaltens – besonders was Massenphänomene betrifft –, die der Autor mit dem «Geniestreich» (Linsmayer) der Ich-Form (ich würde es eher einen Kunstgriff nennen) nahelegt, auch zu menschenverachtendem Verhalten führen

kann, und dass die Mentalität der pedantischen Materialverwalter nicht nur dazu beigetragen hat, dass wir die schwere Prüfung bestanden haben, sondern dass ebendiese Mentalität leider auch in der pedantischen Organisation eines KZ-Betriebs anzutreffen war.

Mit dem utopischen Kriminalroman *«Die Greiselwerke»* von *Adrien Turel* betreten wir ganz anderes Gelände. Bei diesem Krimi mit Science-Fiction-Elementen, d. h. Themen der wissenschaftlichen Phantastik, handelt es sich um einen der ganz wenigen Romane dieser Gattung in der Schweizer Literatur, abgesehen etwa von *Bührers «Sternenflieger Brack»*. Mitten im Krieg entstanden (1942 im Europa-Verlag veröffentlicht), zeugt er von der Schwierigkeit der Themenwahl, vor welche damalige Schweizer Autoren gestellt waren. Um sich nicht an der Aktualität die Finger verbrennen zu müssen («Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat!»), wählten viele die Flucht ins Historische, ins Mystische, ins Idyllische oder eben ins Utopische (*Bührer* war der einzige, der in seinem Roman *«Sturm über Stifflis»* Faschisten darzustellen wagte – die Folgen sind bekannt!). *Martin Kraft* weist in seinem Nachwort überzeugend nach, dass Turel viele Probleme der heutigen Welt (Ernährungsprobleme; Gefahren der «Sauberen Energie», deren Auswirkungen nicht mehr sichtbar sind, im Gegensatz zur Industrie des 19. Jahrhunderts, Stichwort Russ) in erstaunlich präziser Weise vorausgesehen hat. Es bereitet Vergnügen und stimmt gleichzeitig nachdenklich, diesen nach allen Regeln der Gattung durchkomponierten Kriminalroman zu lesen, der trotz der Spannung, die kunstvoll hergestellt wird, viele Fragen aufwirft. Geradezu unheimlich ist es, wenn einem Leser – was mir passiert ist – während der Lektüre des Buches, das von der Herstellung einer künstlichen «Greiselnahrung» handelt, folgende Zeitungsmeldung unter die Augen kommt: «Neue Protein-Nahrung für die Dritte Welt. London. SDA. Britische Wissenschaftler haben technische Möglichkeiten zur Produktion eines neuen Nahrungsmittels geschaffen. Laut einem Bericht der Londoner Zeitung ‚Times' handelt es sich um Mycoprotein, das durch Fermentation aus Kohlehydraten gewonnen wird. Der Stoff (!) ist im vergangenen Jahr vom britischen Ernährungsministerium anerkannt worden. (. . .)» (*BaZ*, 22. 6. 81.)

Zur gleichen Gattung gehört der von *Gustav Huonker* kommentierte Bauernkrimi *«Die Schattmattbauern»* von *C. A. Loosli,* dessen Publikationsgeschichte ihrerseits Stoff für einen «literarischen Kriminalfall» abgäbe. Nachdem der Roman in einer verstümmelten Fassung im *«Schweizerischen Beobachter»* erschienen war, bot ihn der Autor vergeblich 27 Verlagen an. Schliesslich konnte er 1932 in einem von Looslis Freunden tatkräftig unterstützten Selbstverlag erscheinen. Die weitere abenteuerliche Odyssee des Romans (und auch anderer Werke Looslis) zeichnet Huonker mit seinem faszinierenden Sinn für ökonomische Details ausführlich nach. Auch im Falle Looslis trägt die neue Buchreihe zur Ehrenrettung eines Autors bei, der zu Lebzeiten fast «eingegangen» wäre auf dem «Holzboden Schweiz». (Den Vorwurf, statt darbende Gegenwartsliteratur längst

Vergangenes zu propagieren, kontert Linsmayer mit einem Hinweis auf seine rege Herausgebertätigkeit im Bereich der Gegenwartsliteratur beim Verlag der Arche in Zürich.) *«Die Schattmattbauern»* (man hat's gemerkt) stellt also das ergänzende Werk zu Turels *«Greiselwerken»* dar. Weniger offensichtlich, aber doch vorhanden, ist die Entsprechung bei *Ruth Blums* Beschreibung einer Mädchenjugend und *Federers «Pilatus»*. Während nämlich Ruth Blum ausdrücklich und bildhaft (sie ist eine der wenigen Autorinnen und Autoren unserer Literatur, die Farben in den Text gebracht haben) den gar nicht immer idyllischen Werdegang eines Mädchens an der Grenze zum Krieg beschreibt, bedient sich Federer als virtuoser Stilist im *«Pilatus»* mehrfacher Verfremdungseffekte, um seine «innere Autobiographie», wie man diesen Entwicklungsroman nennen könnte, an den Mann zu bringen. Paul Kamer folgt denn auch dieser Fährte, und teilweise wird er fündig, so zum Beispiel, wenn er das Zerquälte des Buches biografisch ableiten kann. Was den heutigen Leser allenfalls unangenehm berührt, das ist die Darstellung der Frauen, die entweder als böse Hexen (Agnes' Mutter) oder dann als leicht erbeutbare Opfer (Agnes) auftreten, während die Männergestalten fast ausnahmslos in hehrer Schönheit erstrahlen. Dass sich der Protagonist Marx Ormlis zunehmend mit dem geraubten Stier «Pilat» identifiziert (und sich auch selbst «Pilat» nennt), löst heute wohl unfreiwillig Heiterkeit aus. Das etwas mit der grossen Kelle angerührte Urteil Korrodis müsste heute relativiert werden: «Die Innerschweiz hat seit der Reformation in der Dichtung ihre Tonhaftigkeit eingebüsst. Federer hat sie ihr zurückgegeben.» (*«Literarisches Echo»*, 30. Jahrgang.)

Was hingegen (abgesehen von den Edelkitschpassagen à la *«Narziss und Goldmund»*) eine Neuausgabe ohne Zweifel rechtfertigt, das ist die Tatsache, dass bei Federer die Berge erstmals in der Schweizer Literatur den bloss dekorativen Charakter, bzw. die mystische oder patriotische Komponente verlieren, und zu einem tief erlebten psychischen Faktor werden. Der grosse Komplex «Berge und Schuld» erhält hier seine erste Ausgestaltung.

Abschliessend sei noch der Industrieroman *«Die Sticker»* von *Elisabeth Gerter* erwähnt, der bereits 1965 und 1978 vom kleinen Zürcher Unions-Verlag herausgegeben wurde. Auf dem Wagnis dieses Nachdrucks beruht die Neuausgabe. In diesem episch-breiten Arbeiterroman lädt uns die Autorin zu einer Reise durch die St.-Galler Stickereigegenden ein, in denen es in den dreissiger Jahren zu grossen Krisen gekommen ist. Auch hier erweist sich Huonkers Sinn fürs numerische Detail als äusserst erhellend: Im Nachwort weist er die Authentizität der Fakten nach, die Elisabeth Gerter in den ersten Schweizer Industrieroman aufgenommen hat. Allerdings sind die Besetzungen der Rheinbrücken zur Verhinderung fremder Warentransporte in der Unions-Ausgabe mit Bildmaterial reicher dokumentiert. Was vom Aktualitäts-Bezug heute jedoch viel wichtiger ist: Die Autorin beschreibt einen Versuch von selbstverwalteter Genossenschaft, der «Selbsthilfe-Genossenschaft» der Stik-

ker – eine Art «Insel der Zukunft» im heutigen Jargon –, und zwar fast gleichzeitig mit *Jakob Bührer,* der in «*Sturm über Stifflis*» einen «Arbeitsplan für das Land» dargestellt hat. Der radikale Hans Widmer jedoch sieht «im heutigen Wirtschaftssystem» keine Basis «für eine Genossenschaft, wie (er) sie erträumte», was bei einigen Kritikern prompt den Kommunistenschreck wachrief, wie Huonker anmerkt.

Vorläufige Bilanz

Sicher wäre es verfrüht, ein definitives Urteil über die ganze Buchreihe fällen zu wollen, nachdem erst ein Viertel der Bände erschienen ist. *Karl Fehr* hat allerdings in der NZZ die Auswahl bereits als «gründlich durchdacht» und «repräsentativ» bezeichnet, ein Urteil, dem ich mich nach einem Überblick über die Titel der Romane (bei den Erzählungen wird's unübersichtlicher) mit einigen Vorbehalten, die aber auf subjektivem Geschmack beruhen, anschliessen kann.

Hans Peter Gansner

[1] Die klangvolle Naturmetapher des Reihen-Gesamttitels lässt leider die Frage offen, ob nach Ansicht des Herausgebers und des Verlages vor 1890 in der Schweizer Literatur Winter gewesen sei. Dazu ist immerhin zu sagen, dass sich der Winter als literaturgeschichtliche Epochenmetapher eher schlecht für die Bezeichnung des «poetischen» oder «bürgerlichen» Realismus Kellers, Meyers und Gotthelfs eignet. Denken wir die Metapher zu Ende: Frisch und Dürrenmatt würden also den Sommer personifizieren, worauf dann der Herbst fällig wäre, der bekanntlich nebst dem Phänomen fallender Blätter, das unbestreitbar inspirierend wirkt, die Annehmlichkeit der Ernte aufweist. Wenn also heute geerntet wird, was die Dichter zwischen 1890 und 1950 gestiftet, bzw. gesät haben, wird wohl der eigentliche Herbst noch viel fruchtbarer ausfallen. Werden dann wohl auch bloss die Herausgeber und Verlage ernten, was die Dichter säten . . .? – Behandelte Literatur: Carl Spitteler, Das Wettfasten von Heimligen, Nachwort: Martin Kraft, erstmals als Romanfeuilleton in der NZZ (3. September bis 2. Oktober 1888). Ruth Blum, Blauer Himmel, grüne Erde, Nachwort: Hans Steiner, E. A. 1941, Huber Frauenfeld. Paul Ilg, Der Starke Mann, Nachwort: Martin Stern, E. A. 1916, Huber Frauenfeld. Kurt Guggenheim, Wir waren unser vier, Nachwort: Ch. Linsmayer, E. A. 1949, Artemis Zürich. Adrien Turel, Die Greiselwerke, Nachwort: Martin Kraft, E. A. 1942, Europaverlag Zürich (nach Vorabdruck in der «Tat»). C. A. Loosli, Die Schattmattbauern, Nachwort: Gustav Huonker, E. A. 1932, im Selbstverlag des Autors, 2. A. (gekürzt) 1943, Büchergilde Gutenberg Zürich. Heinrich Federer, Pilatus, Nachwort: Paul Kamer, E. A. 1912, Grote'sche Verlagsanstalt Berlin (nach Vorabdruck 1911 in «Deutsche Alpenzeitung»); nach dem Zweiten Weltkrieg mehrere Auflagen bei Rex Verlag Luzern. Elisabeth Gerter, Die Sticker, Nachwort: Gustav Huonker, E. A. 1938, im Selbstverlag, 2. und 3. A. 1965/1978, Unions Verlag Zürich. Der im Zusammenhang mit Turels «Greiselwerken» erwähnte utopische Roman von Jakob Bührer «Thomas Brack, der Gehilfe des Sternenfliegers» erschien in «Schweizer Bibliothek», Hrsg. von Robert Jakob Lang, Band I–VI, Zürich (o.J.) verm. 1926.

DEM MÜLLER INS MAHLBUCH

Bemerkungen zu Alois Brandstetters Roman «Die Mühle» [1]

Obwohl, abgesehen von gelegentlichen, sehr randlichen Erwähnungen der Tante (und Ziehmutter) des Erzählers und seiner späteren Frau Maria, keine weiblichen Personen in diesem Roman vorkommen, ist seine Rahmenstruktur matriarchalisch. Ein pensionierter, im Altersheim lebender Müller und Lehrer an einer Müllereifachschule erzählt seinem Neffen, der die Mühle übernommen hat, von seinem, des pensionierten Müllers nämlich, Herrn Onkel, der ihm seinerzeit die Mühle und ein profundes, weitgebreitetes, aber sprunghaftes Wissen um die Müllerei vererbt hat, und von seinen, des Neffen des Herrn Onkels also, Erfahrungen in der und Erkenntnissen über die Müllerei. Es findet demnach die für matriarchal organisierte Gesellschaften typische Übermittlung des Wissens, der «Kunst», von Oheim auf den Neffen, resp. vom Mutterbruder auf den Schwestersohn statt. Dies, wie wir sehen werden, mit Grund.

Das Wissen, wie es sowohl vom Herrn Onkel an den Neffen (und Erzähler) wie von diesem an den Adressaten weitergegeben wird, ist, wie dies matriarchal denkenden Gesellschaften angemessen ist, denn auch weniger ein Wissen um die (patriarchale) Technik – wenn diese auch selbstverständlich zum Stoff der Überlieferung gehört –, als ein solches um die gesellschaftliche und gesamtmenschliche Verantwortung, die der Träger solchen Wissens (solcher «Kunst», in diesem Falle also der *ars molinaria*) übernimmt. Dass diese Übermittlung konservativen Geistes ist, erstaunt nicht weiter.

Eine konservative Wissensvermittlung legt Wert auf Bildung, auf Überlieferung. Ein Mensch, der nicht weiss, woher er kommt, der kann auch nicht wissen, wohin er sich aufmachen soll. Folgerichtig sind die Erinnerungen, Gedanken und Ratschläge des Neffen des Herrn Onkel resp. Mutterbruders des Adressaten, der, wie schon gesagt, auch Lehrer an einer Müllereifachschule gewesen ist, ein beeindruckendes *de arte molinaria,* ein Kompendium sämtlichen Bildungs- und Überlieferungsgutes zum Thema Müllerei und einigen Seitenzweigen (Bäckerei, Wasserrecht u. a.), gesammelt und geäufnet in treuem Fleiss auf jedem einschlägigen Fachgebiet, als da sind Technik, Jurisprudenz, Volkskunde, Kunstgeschichte, Literatur, Linguistik usw. Was – auffällig – fast ganz fehlt, ist die Musik. Sie hat in diesem Buch – genau wie die Frau – nur einige randliche Hinweise verdient.

Es gehört nun zur wehmütigen Ironie von Alois Brandstetters Erzählweise, dass völlig offen bleibt, ob der Strom matriarchal gefärbten und vermittelten Überlieferungsgutes, matriarchaler Müllersittlichkeit, überhaupt noch seinen Adressaten findet. Und diese Ausgiessung des heiligen Mühlengeistes ins Leere muss wohl symbolisch verstanden werden. Das in kostbarstem, in jahrhundertelanger Mühe geschnitztem Rahmen eingefügte Bild, die Zukunft, bleibt leer.

Alois Brandstetters Vater war Müller. Trotzdem muss der Niederschrift dieses Romans eine kaum zu überschätzende Forschungsarbeit, ja Mate-

rialhuberei, vorausgegangen sein: Zettelkasten um Zettelkasten, Exzerpt nach Exzerpt. Der Fehler sind, soweit das der Rezensent (nicht molinarischer Abstammung) beurteilen kann, vermutlich wenige unterlaufen. Caesars *Veni, vidi, vici* findet sich nicht im *Gallischen Krieg,* sondern bezieht sich auf den Sieg in der (späteren) Schlacht bei Zela im Bürgerkrieg und wird von Plutarch in seinen *Aussprüchen von Königen und Feldherren* überliefert. La Ferté-sous-Jouarre, das Mekka der Müller auf der Suche nach Mühlsteinen, liegt nicht im Departement Seine (das wäre Paris), sondern im Departement Seine-et-Marne, 60 Kilometer ostnordöstlich von Paris.

Was ursprünglich als Kindheitsraum den Autor umgab, prägte, vielleicht überwältigte, das hat dieser, um es zur Sprache zu bringen, sozusagen vom andern Ende her angepackt, als *copia verborum* nämlich, als Fülle poetischer, obsoleter, auch seltsamer Wörter. Diese Wort- und Stoffülle war nun zu organisieren.

Der Aufbau des Romans ist locker chronologisch mit steten Rück- und Vorgriffen. In Bewegung, in Fluss war dieses Geschiebe schwerlich zu bringen: eine Handlung gibt es in diesem Roman nicht. Dagegen eine Folge von Beschreibungen, Betrachtungen, Erinnerungen, Erkenntnissen, deren Lektüre im Leser ein fast ständiges Aufleuchten poetischer Bilder erzeugt, auch Begeisterungen sprachlicher Art sogar dort, wo eine nicht mehr nachprüfbare technisch-verbale Versiertheit mit Wörtern arbeitet, die im Leser keine gegenständlichen Äquivalente sichtbar machen.

Die menschliche Distanzierung des Autors von seinem Stoff ist vielleicht allzu gut gelungen. Jedenfalls bewegen sich die schwebende Neutralität und unterschwellige Ironie des Erzählers einer Grenze entlang, suchen diese Grenze bewusst. Ein Schritt weiter, und das Buch wäre ein Expertenbericht. Dass es ein Roman geblieben ist, haben wir dem Herrn Onkel zu verdanken, einem humorvollen, bissigen, gütigen, trotz oder gerade wegen seiner für einen Müller fast unwahrscheinlichen Bildung glaubhaften Streithahn. Bereits sein Neffe, der Erzähler, erreicht längst nicht mehr die fast körperliche Präsenz des Herrn Onkels. Wo dieser die matriarchale Überlieferung lebte, vertritt sie jener, kräftig zwar, aber unwirksam als Müller wie als Müllereifachschullehrer.

Meisterschaft in der ordnenden und belebenden Durchdringung des Stoffs, Achtungserfolg in der Menschendarstellung, zahlreiche starke und poetische Lesemomente. Und dennoch: etwas fehlt. Es fällt nicht leicht, diesen subjektiven Eindruck zu begründen. Versuchen wir es möglichst einfach zu sagen.

Wo bleibt die übrige Welt?

In diesem Roman wird gleichsam Mühleninzucht getrieben. Daran ändert auch der Exkurs auf S. 260/61 wenig, wo die Schilderung einer «Anschluss-Feier» auf dem Land kurz und brutal die molinarische Versponnenheit zerreisst und das ironisch-verbogene Brecht-Zitat zeitigt, «dass ein Gespräch über Mühlen ein Verbrechen sein kann, weil es zugleich ein Schweigen über so viele Verbrechen einschliesst». Dies bleibt engagiertes Lippenbekenntnis.

Symptomatisch scheint auch das Fehlen der Frau, respektive ihr Ersatz durch ein Prinzip. Die Menschen die-

ses Romans, der Herr Onkel und sein Neffe, leben in und durch das Molinarische, in der Müllersittlichkeit, im Fachwissen über und rund um die Getreideverarbeitung, in Mühlen- und Müllereitechnikgeschichte, in ihren mühlenspezifischen Liebhabereien. Ihr Handeln wie ihr Reden hat immer einen gewissermassen offiziellen Charakter. Das Typische überwiegt das Individuelle, La Bruyère und nicht Molière.

Die Scheu des Autors vor einem allzu persönlichen Hineingezogenwerden lässt ihn zuweilen fast als hochgelehrten Insektenforscher erscheinen, der sich für drei, vier Jahre die Species *Molinarius molinarius L.* (könnte schliesslich ein Mehlkäfer sein!) vorgenommen hat.

Diesen paar Einwänden ist aber gleich wieder die hervorragende, unterhaltende Lesbarkeit dieser sachbezogenen Fiktion entgegenzustellen, die bewegende Sorge Brandstetters über so viel Menschlichkeit in Lebensformen und «Kunst», die zum Verschwinden verurteilt ist: seine Rettungsarbeit also.

Zu denken geben in dieser Beziehung frühere Bücher des Autors, *Zu Lasten der Briefträger* etwa, wo andere Sektoren heutigen oder gestrigen Lebens aufgearbeitet werden. Es scheint eine (um die Unmöglichkeit dieses Programms wissende) Absicht durch, eine Gesamtdarstellung der Welt anzufertigen.

Das dichterische Konzept der bewussten Stoffwahl und Durchführung ist uralt. Alois Brandstetter nimmt unverkennbare barocke Schemata der Stoffbewältigung auf: Gelehrsamkeit als Voraussetzung des Dichtertums. Die Art der Themenstellung dagegen knüpft an Heideggers Idee des Weltentwurfs an, an die Erkenntnis, dass jeder Beruf seinem Träger eine bestimmte berufsspezifische Weltsicht aufnötigt.

Noch eine letzte Frage: Ist die in Umrissen sich abzeichnende polyhistorische Fiktion nur zu leisten, indem der Autor seine Persönlichkeit so weit in den Hintergrund rückt, dass deren Überblick über die Sache zeitweise ein beinahe unmenschlicher wird? Oder ist der Autor zu einem näheren Bezug nicht geschaffen?

Gleichwohl: Alois Brandstetters neutraler, schwebend-poetischer «Ton», der es wagt, wieder mal Allgemein-Menschliches, zuweilen vielleicht allzu Allgemein-Menschliches zu Gehör zu bringen, dieser «Ton» vergisst sich nicht.

Ernst Halter

[1] Residenz Verlag, Salzburg 1981.

ISLAM – DEUTUNGEN, MISSDEUTUNGEN

«Die islamische Herausforderung» von Gerhard Konzelmann[1], einem mit dem Fernsehpreis «Bambi» ausgezeichneten, bekannten Fernsehfachmann, zeichnet sich durch eine gewisse Atemlosigkeit aus. Als wäre er überall dabei gewesen, und leicht keuchend berichtet Konzelmann auf 383 Seiten über den Islam, der, wie aus seinem Buch hervorzugehen scheint,

die Weltherrschaft anstrebe. Oft ist er wohl in der Tat mit dabei gewesen, nicht gerade bei der Seeschlacht von Lepanto, die plastisch beschrieben wird, aber doch in Malta, als Kadhafi dort seinen Besuch abstattete. Gegen die plastische Schreibweise, die das Bildhafte hervorhebt und immer wieder von abbildbaren Situationen ausgeht, wie es der Beruf des Verfassers erfordert, ist nichts einzuwenden. Doch die Interpretation, die er dann den Bildern gibt, ist zu einfach für komplexe Phänomene. Beispiele: wie ist die islamische Wiederbelebung der jüngsten Zeit zustandegekommen? Nur im Vorwort findet man eine Art Erklärungsversuch, während der Hauptteil des Buches lauter Einzelbilder von der scheinbaren Wiederbelebung und ihren Machtansprüchen bringt. Die Erklärung lautet: *«In allerjüngster Zeit . . . vollzog sich ein Wandel. Männer der Intelligenzschicht, die in Europa ausgebildet worden waren, besannen sich auf die Werte der Religion. So klein ihre Zahl zunächst auch war, so bewirken sie doch viel durch die Intensität ihrer Studien und durch die Klugheit ihrer Neuinterpretationen des Islam. Sie entdecken den Islam als Ideologie, die durchaus die Kraft hat, an die Stelle von Kapitalismus und Kommunismus zu treten . . . Die Bemühung kluger Köpfe um den Islam, die daraus resultierende Kombination von Intelligenz und Glaubwürdigkeit, gab dieser Religion insgesamt Glaubwürdigkeit auch bei den politisch aktiven Männern in der islamisch orientierten Welt, die für die Befreiung ihrer Völker aus den Fesseln der Armut und Unwissenheit kämpfen wollten (. . .)»*

Ein schiefes Bild

Das ist nicht falsch, wird aber den tatsächlichen Umständen als Erklärung keineswegs gerecht. Was hier als «kluge Köpfe» und «Intelligenzschicht, die in Europa ausgebildet worden war», gefeiert wird, muss man auch als Fanatiker erkennen, deren Fanatismus einer Erklärung bedarf, diese ist in der vorausgegangenen und heute noch fortdauernden «Herausforderung» der «modernen» oder «westlichen» sogenannten Zivilisation an den Islam und die islamischen Völker zu suchen. Die Reaktion der Fanatiker ist nur eine unter vielen Reaktionen, die auf die «westliche» Herausforderung erfolgt sind, wahrscheinlich eine der eher kurzatmigen ohne allzugrosse Zukunftsbedeutung.

Doch das geht aus Konzelmanns Buch nicht hervor, eher wirkt es, als wollte der Autor seinen Zuhörern und Zuschauern das Gruseln beibringen oder wiedererwecken, das man zur Zeit Luthers vor den Türken empfinden konnte. «Der Islam greift wieder an . . .» Konzelmann isoliert Einzelbilder der aggressiven Haltung dieses oder jenes Fanatikers – er mag Kadhafi oder Khomeiny heissen –, setzt sie mit «Islam» gleich und führt uns so ins 16. Jahrhundert zurück. Seine Darstellung mündet in eine grundfalsche Diagnose der Gesamtlage, die er übrigens nie ausdrücklich formuliert; er enthält sich vorsichtig aller expliziten Urteile, um sie desto eindeutiger durch die Auswahl und Bildzeichnung des Dargestellten seinen Lesern zu suggerieren. Konzelmanns Fehldiagnose: Der Islam greift uns wieder an . . . Eine richtigere Diagnose der Gesamtsituation wäre wohl: *Der*

Islam ist in sich in Verwirrung und inneren Gegensätzen, die so stark sind, dass sie als Randerscheinungen gewisse Fanatiker zeitweise hochbringen, die ihre Unsicherheit dadurch überkompensieren und überwinden wollen, dass sie durch einen Willensakt zu den mittelalterlichen Lehren des Islams zurückzukehren suchen, diese Lehren als allgültig, allheilsam und machtträchtig erklären wollen. Dabei muss stets festgehalten werden, dass es sich nicht um «den» Islam handelt, sondern um eine bestimmte Reaktionserscheinung der durch die «westliche» Aggression in Frage gestellten und sich zu behaupten suchenden islamischen Zivilisation.

Die Gefahr liegt nicht darin, dass «die Muslime» nach Europa kommen und «uns» wieder in Besitz nehmen, sondern viel mehr darin, dass die Muslime in ihren eigenen Staaten so gewaltige innere Konvulsionen durchmachen, dass sie am Ende möglicherweise die benachbarten und einander belauernden politischen Systeme des «Westens» und des kommunistischen «Ostens» in ihren Wirbel hineinziehen.

Konzelmanns Buch ist instruktiv; die Aufschlüsse, die es bietet, beziehen sich jedoch nicht auf den Islam, sondern auf unsere Gesellschaft und ihre – vernichtende – Art sich zu «informieren». Man sollte es lesen, wenn man sich darüber klar werden will, warum in Europa ein gewaltiges Unverständnis gegenüber solchen Erscheinungen wie der sogenannten «Re-Islamisierung» herrscht (die selber ein vom Unverständnis geprägter Begriff ist). Es kommt daher, dass «kluge Köpfe» ihre Klugheit und ihre technischen Media dazu verwenden, um einem recht ahnungslosen Publikum Bilder vorzugaukeln, die leicht eingehen, schon, weil sie im Sinne der vorhandenen Vorurteile ausgewählt und koloriert werden und den ahnungslosen Zuschauer zu Urteilen verleiten, die den Realitäten entgegengesetzt sind.

Gelegentlich finden sich faktische Fehler (so S. 77. Der Satz, in dem der Staatsstreich von Kabul 1978 abgetan wird, enthält zwei Irrtümer. Taraki befand sich zur Zeit des Putsches im Gefängnis, und es war nicht eine Handvoll Bewaffneter, sondern es waren bedeutende Armee- und Luftwaffeneinheiten, die den Putsch durchführten, wobei schwere Kämpfe stattfanden); darüber hinaus ist der ganze Abschnitt unrichtig, den bestehenden Vorurteilen angepasst; die wahren Zusammenhänge kann man bei W. Berner[2] nachlesen. Dort finden sich auch gute Gründe für die Vermutung, dass die lokale pro-kommunistische Partei den Sowjets als vom Westen infiltriert verdächtig war. Konzelmann spricht hier von einer «unter dem Schutz Moskaus» gebildeten kommunistischen Partei.

Doch schlimmer als die Irrtümer und Flüchtigkeiten sind die Schiefheiten der als «Bild» gegebenen Darstellung. Der Leser wird nicht darauf aufmerksam gemacht, dass er es mit den Meinungen und der Auslegung eines bestimmten Verfassers zu tun hat, sondern mag glauben, dass er «objektiv» informiert wird, weil man ihm Bilder und «Dokumente» vorlegt. Im Kapitel über die Revolution Khomeinys verliert der Verfasser kein Wort über die Natur des Schah-Regimes, die die islamische Revolution Khomeinys ausgelöst hatte. Er stellt die Vorgeschichte dieser Revolution als ein Rin-

gen zwischen den Kräften der laizisierenden Verwestlichung und den «Kräften der Religion» dar, die er mit Khomeinys Aussprüchen und Meinungen dokumentiert. Er fördert dabei das unheilvolle Vorurteil, wonach der Schah «zu schnell modernisiert» habe, sein Volk nicht «mitgekommen» und daher die Revolution ausgebrochen sei.

Der Schah selbst hat die Dinge zu Unrecht so dargestellt. In Wirklichkeit «modernisierte» er nicht, sondern «tyrannisierte». Die Darstellung Konzelmanns kann nicht erklären, warum der Schah 1963 Khomeiny exilieren konnte, und dieser erst 1979 seine triumphale Heimkehr nach Teheran erlebte. Die laizisierende Politik hatte der Vater des Schahs 1921 begonnen. Was die Iraner am Ende zur Revolte trieb, war die schlechte Qualität des Schah-Regimes, seine Korruption und Ungerechtigkeit; und was die islamischen Kräfte befähigte, die Führung der Revolution zu übernehmen und sie dann zu monopolisieren, war der Umstand, dass die Geheimpolizei des Schahs alle politischen und sozialen Gruppierungen verboten und ausgeschaltet hatte mit Ausnahme der religiösen, die allzu tief verwurzelt waren um unterdrückt werden zu können. Kompliziert? Gewiss. Doch wer solche Vorgänge unzulässig vereinfacht und da auch stets den vorhandenen Fehl- und Vorurteilen entgegenkommt, der desinformiert.

Der Umbruch

Das Buch von Fischer-Barnicol[3] bildet einen willkommenen Kontrast zum Werk des Fernsehkommentatoren. Es ist von einem Professor geschrieben, der sich mit «interkultureller Forschung» befasst, und schwierig zu lesen. Fischer-Barnicol macht klar, dass es sich nicht um eine «Herausforderung» des Islams handelt, sondern um eine, respektive mehrere untereinander verbundene, innere «Tragödien», und er zeigt, dass diese Tragödien mit der Tatsache des kulturellen Umbruches zu tun haben, dem die Muslime und ihre Gemeinschaften seit der Zeit der Französischen Revolution gezwungenermassen ausgesetzt sind. Das «gezwungene» ist wichtig, weil es die Reaktionen der Abwehr, Apologie, Selbstverteidigung, Aggression usw. erklären kann, die sonst unverständlich blieben. Dabei erkennt der Verfasser die tiefe Unsicherheit, die dem zugrunde liegt: «Man (die Muslime) kann nicht wissen, was man will, weil man sich dessen nicht gründlich genug vergewissern darf», sagt er zu Recht im Kapitel über die Islamische Revolution. Auf zwei Seiten werden Überlegungen angestellt über «Selbstdarstellung», die sich auf die Muslime wie die Christen wie die Buddhisten beziehen, und die klar machen, dass es heute *weniger* (und nicht *mehr,* wie es scheinen könnte) Möglichkeiten des Selbstverständnisses und des Verständnisses zwischen den Religionen gibt als in früheren Zeiten (ihre Gläubigen *glaubten* früher an ähnliche Dinge; heute tun sie es nicht mehr ebenso eindeutig, und sie wissen deshalb auch nur noch um ihre Unterschiede und Selbstwidersprüche. Dann kommt der Verfasser auf den Islam zurück und erklärt seinen oben zitierten Satz: (Der Islam) «kann die unabänderliche, unverrückbare Endgültigkeit der überlieferten Interpretation und ihrer Prinzipien *nicht* aufrecht erhalten.» Dies,

weil jede Interpretation zeitgebunden sei und daher veraltere.

Es handle sich bei der Islamischen Revolution um eine «radikale Unruhe», «die politisch ausgelöst aber wesentlich metaphysisch begründet ist». Diese Unruhe fordere die Europäer «innerlich» heraus, weil sich ihre Grundprobleme auch in unserem Bereich stellten. Der Verfasser spricht dann über die Trennung von Staat und Religion, Recht und Theologie, die uns selbstverständlich vorkommt, aber in Wirklichkeit «unnatürlich» sei und jedenfalls den Muslimen nicht als Modell zur bedingungslosen Nachahmung angeboten werden dürfe. Ein Erfolg, so meint der Autor, sei sie nämlich auch bei uns nicht wirklich gewesen. Das bringt ihn schrittweise zu seiner Schlussthese, nach der die Muslime die Fehlleistungen unserer modernen Gesellschaft zwar nicht analysieren und begreifen können (dazu fehle ihnen fast immer das Instrumentarium), sie diese jedoch verspürten, «wahrnähmen», indem sie begriffen, dass der «Tod Gottes» in der modernen Gesellschaft zur Vielgötterei führe. Und zwar deshalb, weil die «Befugnisse und Rechte, die ehedem der Religion und ihren Institutionen zuerkannt wurden», sich nicht in die Leere verlieren, sondern «auf andere zivilisatorische, gesellschaftliche, wirtschaftliche oder politische Instanzen übertragen werden». Die *Gesellschaft* übernehme heute leicht die Funktion des Demiurgen – doch der Islam setze sich *dagegen* zur Wehr.

Das mag genügen, um zu zeigen, auf welcher Ebene Fischer-Barnicol die Fragen der Islamischen Revolution diskutiert. Es ist eine alte Erfahrung, dass ernsthafte Beschäftigung mit fremden Zivilisationen – wenn es sich nicht bloss um letztlich unverstandene und daher auch unverständliche Bilder handeln soll, die durch irgendwelche technischen Mittel reproduziert werden – stets eine tiefgreifende Analyse der eigenen Standpunkte voraussetzt, der im engen Kreis der Eigenzivilisation, in der sich die Menschen auch heute noch bewegen, als selbstverständlich voraussetzen, oder gar als «naturrechtlich» hypostasierten Verhaltens-, Urteils- und Existenzgrundlagen. Diese Analyse pflegt mehr Raum einzunehmen und mehr Gedankenarbeit zu erfordern (weil sie als selbstverständlich Vorausgesetztes erhellen muss) als die Darstellung des Anderen und seiner Anliegen. Sie ist aber unerlässlich, wenn der Andere wirklich verstanden werden soll.

Dabei kann der Verfasser durchaus konkret bleiben; man lese, was er zu Fehlentwicklungen und Erziehungsproblematik zu sagen hat. Man lese sein Kapitel über die post-koloniale Situation, in dem er deutlich macht, dass die Muslime nach wie vor unter einem Kolonialismus leiden, den sie sich nun selbst auferlegen, weil sie sich einbilden, und weil ihnen von «Entwicklungshelfern» eingeschwätzt wird, dass sie westliche («moderne») Technologien oder Erziehung, Verhaltensweisen oder Herrschaftsstrukturen «übernehmen», das heisst nachahmen könnten, ohne damit die Fundamente ihrer eigenen Gesellschaft, namentlich den Islam, so wie sie ihn heute verstehen, zu zerstören.

Der Koran

Wer eine kurze Einführung sucht, in der mit verdienstlichen Zitaten aus

dem Koran zu den Grundfragen die Normen des Islams dargestellt werden, greife zum kleinen Buch von Adel Th. Khoury, einem Vertrauten des islamisch-christlichen Dialoges [4]. Doch sei er nicht enttäuscht, wenn seine eigentlichen Fragen nicht beantwortet werden. Die heutige Problematik des Islams liegt nicht in seinen Grundvorschriften und Gesetzen, wie sie bei Khoury kenntnisreich dargestellt werden. Genau so ist es auch beim Christentum. Ein Buch über die christliche Religion kann einfach deren Lehren und Ordnungsvorstellungen umschreiben. Das ist «Christentum». Doch problematisch und damit interessant wird die Sache eigentlich erst, wenn man auf den Zusammenprall dieser Lehren und Ideale mit den Menschen und ihrem Leben zu sprechen kommt. Wie sich die islamischen Lehren auf die Muslime heute auswirken und historisch ausgewirkt haben, darüber findet man nichts, und es wäre auch in dem kurzen, einführenden Heft von Adel Th. Khoury kein Platz dafür.

Zuverlässige Information

Auf kleinem Raum, mit relevanten Literaturhinweisen, die weiterführen und in einwandfreier, wissenschaftlicher Darstellung der Gegebenheiten sowie der historischen Grundentwicklungen informiert Peter Antes über den Islam und seine politische Wirkung [5]. Peter Antes kennt Fischer-Barnicol und gibt ihm gewiss recht. Doch er beschränkt sich darauf, so nüchtern, knapp und verständlich wie möglich die Gegebenheiten zu umschreiben. Es ist bezeichnend für die heutige Informationslage, dass ein so vorbildliches Einführungsbuch nicht leicht in die Hände jener gelangt, die sich orientieren sollten und möchten; es wurde für die niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung geschrieben und ist vermutlich im Buchhandel kaum zu finden.

Dass man auch über die Massenmedien einigermassen zutreffend informieren kann, zeigt die Sammlung von Beiträgen aus dem Saarländischen Rundfunk, in der sich der gesunde Menschenverstand verbunden mit jahrzehntelanger Kenntnis der Ereignisse im muslimischen Raum von Peter Scholl-Latour mit den tiefgreifenden Erfahrungen eines Fachmanns wie Detlev Khaled und eines kenntnisreichen Muslims wie Abduljavad Falaturi und anderer Referenten zu einer nützlichen Sammlung von Einzelabhandlungen verbinden, die Fragen angehen, welche die islamische Welt heute bewegen und teilweise bestimmen [6].

Auf die Darstellung des «Islamismus» durch Khaled sei besonders hingewiesen, weil sie einen berechtigt kritischen Blick auf die Phänomene wirft, die heute allzuleicht als «Re-Islamisierung» oder gar «islamische Renaissance» angesprochen werden und Gefahr laufen, mit «Islam» überhaupt gleichgesetzt zu werden. Auch der Beitrag von Erdmute Heller über die Probleme der Frauen im Islam und jener von Encke über Iran sind höchst lesenswert. Der Beitrag Willi Streuls wirft ein bedeutungsvolles Licht auf die Lage in Afghanistan, unmittelbar bevor die sowjetische Invasion allen Hoffnungen auf freiheitliche Entwicklungen ein brutales Ende bereitete.

Es gibt einen Klassiker, bei dem man alles Wichtige über den heutigen

Islam nachlesen kann: das Buch von Wilfred Cantwell Smith, Autor von «Islam in Modern History[7]». Wer wirklich etwas über modernen Islam wissen will, sollte mit diesem Buch anfangen. Über die historische Entwicklung und die Lehren des Islam bleibt das Klassikerwerk: Muhammedanism, A Historical Survey von H. A. R. Gibb[8].

Arnold Hottinger

[1] Gerhard Konzelmann: Die Islamische Herausforderung, Hoffmann und Campe, Hamburg 1980. – [2] H. Vogel (Hrsg.); Die sowjetische Intervention in Afghanistan, Entstehung und Hintergründe einer weltpolitischen Krise, Nomos Verlagsges., Baden-Baden 1980. Darin: Wolfgang Berner, Der Kampf um Kabul: Lehren und Perspektiven, besonders p. 352 ff. Zur These der Fern-Steuerung des April-Putsches von 1978. Arnold Hottinger. – [3] Hans A. Fischer-Barnicol: Die Islamische Revolution. Die Krise einer religiösen Kultur als politisches Phänomen, Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1980. – [4] Adel Th. Khoury: Begegnung mit dem Islam. Eine Einführung, Herder Bücherei, Band 815, Freiburg, Basel, Wien 1980. – [5] Peter Antes: Der Islam als politischer Faktor, herausgegeben von der niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung, Hannover 1980. – [6] Im Namen Allahs; Der Islam, eine Religion im Aufbruch? Beiträge zu Geschichte, Gegenwart und politischen Perspektiven eines neuen Herrschaftsanspruchs ... für den Saarländischen Rundfunk herausgegeben von Axel Buchholz und Martin Geiling. Das aktuelle Ullstein Buch, Nr. 34509, Frankfurt, Berlin, Wien 1979. – [7] Das Buch von Wilfred Cantwell Smith; «Islam in Modern History, das zuerst 1957 in Princeton University Press erschien und später (1959) auch als Taschenbuch (Mentor Books). Eine deutsche Übersetzung liegt vor. – [8] Muhammedanism, A Historical Survey von H. A. R. Gibb, zuerst erschienen in Oxford 1942, später in vielen Taschenbuch-Ausgaben, darunter Mentor Books 1955, und ebenfalls ins Deutsche übersetzt.

BERNISCHE BEHARRLICHKEIT: «MACHS NA»

Der Berner Architekt, Konservator und Essayist *Michael Stettler,* der seit Jahren seine getreue Leserschaft immer neu mit Aufsatzsammlungen überrascht, die zum Lob seiner Vaterstadt und der Menschen, die auf ihre besondere Art für die Erhaltung überkommener Werte beispielhaft sind, geschrieben wurden, legt soeben ein neues Buch auf den Tisch: *«machs na*[1]». Unter diesem Titel wird dem Lebensweg und den Werken von sieben Gestalten aus der Vergangenheit und der Gegenwart Berns ein Denkmal gesetzt. Dem grossen *Albrecht von Haller, Ferdinand Hodler,* dem Maler, der «Schlossfrau» *Elisabeth de Meuron-von Tscharner,* dem Kunsthistoriker *Wilhelm Stein, Johannes Itten,* dem Kunstpädagogen und Künstler, der Mutter *Elly Stettler-von Graffenried* und *Friedrich Traugott Wahlen,* dem Bundesrat.

Persönlichkeiten, denen, so unterschiedlich immer ihre Bedeutung erscheinen mag, eines gemeinsam ist: «Ihnen allen eignet», wie der Autor in seinem kurzen Vorwort festhält, «in Lebensdingen eine Tugend, deren Bern sich als einer seiner wenigen

rühmen darf: die Beharrlichkeit». Ihrem Lob ist das Buch mit dem Titel zugedacht, der einer in Stein gehauenen Inschrift am Berner Münster entnommen ist. *«Machs na»,* der Sinnspruch des Bildhauers aus grosser bernischer Vergangenheit, soll nicht zur Imitation der «Figuren» auffordern, die gar nicht nachgeahmt werden könnten. Er will diese nur als «Exempel» für einen eigenständig geführten Lebensweg verstanden wissen.

Es ist der beneidenswerte Vorzug Stettlerscher Darstellungsgabe, Menschen, denen er nahegekommen ist oder sich nahe fühlt, in der ihnen eigenen Atmosphäre auch seinen Lesern nahezubringen. Wo nicht persönliche Erinnerungen wiedergegeben werden können, ersetzt er diese durch eine einfühlsame Wiedergabe mit wissenschaftlicher Exaktheit zusammengetragener Daten, die zu einem lebensnahen Bildnis aufgebaut werden. Die Schreibarbeit des kultivierten Zeitgenossen beschränkt sich nicht auf Kompilation. Stettler ist mit seinem grossen Kunstverständnis befähigt, den Erscheinungen fachkundig auf den Grund zu gehen und damit zu fruchtbarer Auseinandersetzung anzuregen. Ausdruck dieser seltenen Fähigkeit sind in der vorliegenden Sammlung die Aufsätze über Hodler, Stein und Itten, die auch dem Laien Einblicke in ihm verschlossenes Kunstschaffen gewähren und grössere Zusammenhänge erschliessen.

Ganz besonders aber besticht immer neu die Kunst der Menschendarstellung, wo der Autor aus dem Schatz seiner persönlichen Begegnungen schöpfen kann. Dafür beispielhaft ist das Lebensbild «Die Schlossfrau»: Über die vor kurzem verstorbene Madame de Meuron sind schon zu ihren Lebzeiten zahlreiche Anekdoten im Umlauf gewesen, und es wurden ihr nach dem Tod mannigfache Erinnerungsschriften gewidmet. Aber keine noch so gut gemeinte Würdigung reicht auch nur annähernd an Stettlers Aufzeichnungen heran, die aus menschlich nahen Kontakten bis in die letzten Tage entstanden sind, da die von Tragik umwitterte Frau im achtundneunzigsten Lebensjahr einsam in den Boden einging, dem sie entstammte. Stettler geniesst das Privileg, auch aussergewöhnlichen Menschen, die sich dem leichten Umgang verschliessen, dank seiner Art und Herkunft gewissermassen von gleich zu gleich begegnen zu dürfen. Er hat davon einmal mehr lebendiges Zeugnis abgelegt.

Arnold Fisch

[1] «machs na», Verlag Stämpfli AG, Bern 1981.